



Das letzte Mal zapfte Hans Mummert das erste Fass Starkbier in seiner Funktion als Bürgermeister an. Danach gab es das traditionelle Derblecken und das Singspiel, dessen Handlung freilich von den drei Bürgermeisterkandidaten (Bild Mitte) geprägt war. Kongenial: Benno Arnstadt als Ludwig Schmuck (r.).

## Konjunktiv im Sandkasten

Starkbieranstich entkommt wunderbar anarchisch der Wahlkampffalle

Penzberg – Stehende Ovation nach der Fastenpredigt von Rainer Hofmann alias Bruder Servatius und stehende Ovationen nach dem Singspiel. Dazu ein Bürgermeister, der sich nach dem Schlussakkord mit dem Taschentuch über die Augen wischte, weil die Zugabe „Hänschen fein, geht jetzt heim. Brauchst nimma Bürgermeister sein“ ihn daran erinnerte, dass er nach 18 Jahren nun auch beim Starkbieranstich in die zweite Reihe tritt, was zwar bedeutet, dass der Spott künftig über andere ausgeschüttet wird, wo aber sonst lässt man sich schon so gerne verspotten wie an diesem Abend in der Stadthalle? Das Oberlandler Volkstheater hat auch in diesem Jahr seinen Ruf untermauert, nach dem Nockherberg die beste Veranstaltung in diesem Genre auf die Bühne zu bringen.

Zwei Tage vor der Bürgermeisterwahl ein Politikerderblecken auf den Spielplan zu setzen, ist normalerweise ein gewagtes Unterfangen, das vor allem schief gehen kann, wenn man die falschen Töne trifft. Jede Dissonanz vermieden und zugleich ordentlich ausgeteilt zu haben, ist eine Gratwanderung, die nicht viele hinbekommen, die Oberlandler haben dies aber mit Bravour verstanden. Beim Singspiel haben sie aus den drei Kandidaten - Christine Geisreiter als Zehetner, Roland Irregen als Kreuzer und Markus Bocksberger als Sacher - kurzerhand kleine Bälger gemacht, die vor einem Sandkasten sitzen und mit herrlichen Anspielungen und in wunderbarer Kindersprache (Kreuzer: „Ich mag die Elke nicht,



Tiefsinn (durch Rainer Hofmann alias Bruder Servatius) und Bier – das ist es, was das Starkbierfest ausmacht.

die hat mir schon mal den Platz weggenommen) die große Politik karikieren. Sie mussten damit gar nicht einmal in die Details des alltäglichen Stadtratswahnsinns gehen, weil auch so jeder sofort verstand, was gemeint war.

Rainer Hofmann konnte in seiner Fastenpredigt naturgemäß nicht um den heißen Brei herumreden, sondern musste, wie man dies von einer solchen Levitenlesung erwartet, schon den Finger in die Wunde legen, was er aber so geschickt tat, dass Wolfgang Sacher noch begeistert applaudierte, als Hofmann ihn längst zum Schreckgespenst der Kommunalpolitik gemacht hatte: „Ich könnte ja jetzt sagen, dass man den Sacher am Sonntag nicht wählen darf, aber Gott sei Dank habe ich das nicht gesagt.“ Um alles zu sagen, was gesagt werden musste, verlegte er sich auf das der Realität entlehnte Mittel der Ehrenerklärung, mit deren Unterzeichnung sich jeder im Saal verpflichtete, über das soeben Gehörte absolutes Stillschweigen zu bewahren, womit

einer Beeinflussung der Wahl am Sonntag vorgebeugt wurde. Das Pikante daran: Der gesamte Stadtrat musste kürzlich auf Geheiß des Bürgermeisters tatsächlich so eine Erklärung unterzeichnen, nachdem Vertrauliches durch eine Indiskretion in die Zeitung gelangt war.

Hofmann legte seinen Bruder Servatius diesmal als einen eher leisen Mönch an, über dessen Predigt hinterher im Saal viele sagten, dass sie noch nie so hintergründig gewesen sei. Nicht so sehr hintergründig, dafür von klugem Witz geprägt war hingegen die Szene, als Hofmann auf vermeintlichem Wunsch des Bürgermeisters mit einem Zerstäuber Wasser in den Saal spritzte und erklärte, dass es sich dabei um einen gefährlichen Grippevirus handle, gegen den nur ein Roche-Grippemittel helfe, das nun jeder kaufen müsse, um auf diese Weise den elf Millionen Euro schweren Ausfall bei der Gewerbesteuer zu kompensieren.

Ein kongeniales Pendant fand Hofmann einmal mehr in Gerhard

Prantl. Seine Textinterpretationen zu Jim Knopf („Eine Insel vor den Bergen, rot, im tiefen schwarzen Meer. Viel Beton und wenig Bäume und ein Sumpf ist rings umher“) oder zum Kinderliedklassiker „Das rote Pferd“ nach der Melodie von Edith Piafs legendärem „Milord“ („Iris Ihsen war sich nicht mehr sicher, hat das kleine Schwarze nicht gern an. Da entdeckt sie rote Unterwäsche, schmeißt sich gleich an die Genossen ran“) sind sprachliche Pretiosen, die eigentlich eine viel größere Bühne verdient hätten.

Freilich, manches gerät im Spiel zu langatmig und manche Geste wirkt zu exaltiert, aber Nockherberg-Macher Markus Rosenmüller hätte hier, verfügte er über die unerlässliche lokale Detailkenntnis, seine helle Freude. Wenn etwa Benno Arnstadt, mit blinkendem Blaulicht auf dem Helm dem Penzberger CSU-Heroen Ludwig Schmuck von Jahr zu Jahr immer ähnlicher werdend, bei der Stimmabgabe so unverständlich daher brabbelt, dass er auf Englisch angesprochen wird, wie es dem Original tatsächlich an einer Hotelrezeption in Nordrhein-Westfalen widerfahren ist. Und wenn dieser Arnstadt-Schmuck dann seine Bürgermeisterstimme in die rote der praktischerweise nach Parteifarben aufgereihten Urnen wirft, dann ist das so herrlich anarchisch wie in Rosenmüllers „Wer früher stirbt, ist länger tot“. Verständlich, dass dem Bürgermeister die Augen feucht wurden, so was gibt es schließlich sonst es nur München. In so manchem Jahr hätten sie aber mal besser nach Penzberg geschaut. Heuer könnte durchaus wieder so ein Jahr gewesen sein. **eb**

